

Inhalt

Vorwort/Preface	7
<i>Antje Daniel, Rirhandu Mageza-Barthel, Melanie Richter-Montpetit, Tanja Scheiterbauer</i> Feministische Forschungen zu Gewalt, Krieg und Sicherheit: Eine Einleitung	9
<i>Saskia Stachowitsch, Annick Wibben, Simone Wisotzki, Rirhandu Mageza-Barthel</i> „Geschlechter- und Sicherheitsstudien heute“: Vier Wissenschaftler*innen im Gespräch	29
Teil I: Sicherheit und Politische Ökonomie/ Security and Political Economy	
<i>Sara Meger</i> A Feminist Political Economy of Global Security	43
<i>Johanna Leinius</i> From Defending Body and Territory to Defending Body as Territory: Women’s Politics of Translation in Eco-Territorial Conflicts	71
Teil II: Sicherheit, Recht und Advocacy/ Security, Law and Advocacy	
<i>Tanja Hitzel-Cassagnes, Franziska Martinsen</i> Sicherheit und sexualisierte Gewalt in (Post)konflikt-Gesellschaften: Zur Rolle des Rechts aus feministischer Perspektive	97

<i>Peace A. Medie</i> Gender and Postconflict Security: Domestic Violence and Law Enforcement in Liberia	119
--	-----

<i>Jagoda Rošul-Gajić</i> Implementation of Women, Peace and Security in Bosnia and Herzegovina	137
---	-----

Teil III: Sicherheit, Flucht und Schutz/ Security, Refugee Presence and Protection

<i>Ulrike Krause</i> (Un)sichtbar und (un)sicher? Humanitäre Politiken und Praktiken um Frauen in Flüchtlingssituationen	159
--	-----

<i>Suvendrini Perera</i> Sovereign Murders: Conjunctural Itineraries and the Gendered Refugee Subject	181
---	-----

Autor*innenangaben/About the Contributors	197
---	-----

Feministische Forschungen zu Gewalt, Krieg und Sicherheit: Eine Einleitung

Antje Daniel, Rirhandu Mageza-Barthel, Melanie Richter-Montpetit, Tanja Scheiterbauer

1 Zur Genealogie eines transdisziplinären Forschungsfeldes

Feministische Interventionen in den wissenschaftlichen Debatten zu Sicherheit haben eine lange Tradition, die bis in die späten 1980er Jahre zurückreicht. Diese Forschungen setzten sich zunächst mit der Teildisziplin der Internationalen Beziehungen auseinander und verdeutlichten, welche stereotypen und essentialisierenden Geschlechterbilder durch deren theoretische Konzepte und Begriffe (re-)produziert wurden. Ausgangspunkt hierfür war die kritische Hinterfragung vorherrschender androzentrischer Grundannahmen, in denen internationale Politik lange Zeit als „männliche“ Angelegenheit konzipiert wurde (Harders 2001) und Frauen* als Akteur*innen unsichtbar blieben (Enloe 1990; Cockburn 2001). Auch das vor allem in neorealistic Ansätze eingelassene Staatsverständnis – als einheitlicher und zentraler *männlicher* Akteur – mache die Bedeutung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen für internationale Politik unkenntlich (Tickner 1992). Die feministische Kritik richtet sich somit auf die Dekonstruktion einer scheinbar natürlichen Friedfertigkeit von Frauen* sowie einer männlichen Kriegs- und Gewaltbereitschaft (Harders 2010). Diese Forschungen haben dazu beigetragen, der immer noch vorherrschenden Repräsentation von Frauen* als zu beschützende und passive Opfer kriegerischer Gewalt, als trauernde Mütter* und Ehefrauen* von Kämpfer*innen oder Friedensstifter*innen eine differenzierte Analyse entgegen zu setzen, die Frauen* auf den verschiedenen Ebenen internationaler (Sicherheits-)Politik als handelnde Subjekte sichtbar macht (Buffon/Allison 2016; Sjoberg/Gentry 2007). Die Involviertheit von Frauen* in kriegerische Konflikte, als Soldat*innen in staatlichen Armeen (Koonz 2003; Mama/Okazawa-Rey 2012; Parashar 2014), aber auch in nicht-staatlichen Kampfeinheiten (Uchendu 2007; McKay/Mazurana 2004; Kaeser 2019) wurde ebenso erforscht wie die Bedeutung von Frauen* als Aktivist*innen für oder gegen Krieg (Al-Ali 2009; Al-Ali/Tas 2017) oder in Post-Konflikt-Gesellschaften (Mageza-Barthel 2015, 2016). Feministische Forschung beschränkt sich jedoch nicht auf das Sichtbar machen und auf das „Hinzufügen“ von Frauen* in das Blickfeld von Sicherheitsstudien und internationale Politik. Indem die Erfahrungen und Lebens-

realitäten von Frauen* zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht werden, tritt die vorgebliche Geschlechtsneutralität vorherrschender Theorien, Ansätze und Begrifflichkeiten zu Tage. Diese Bezugnahme auf gelebte Erfahrungen führt oftmals dazu, dass die zentralen Kategorien der Forschungsansätze und der theoretischen Zugänge grundsätzlich überdacht und neu konzipiert werden müssen (Peterson 1992: 17).

Im Zuge dieser Entwicklungen konnte gezeigt werden, wie Krieg, Konflikt, Gewalt und Sicherheitspolitiken sich in unterschiedlicher Art und Weise auf Frauen* und Männer* auswirken (Begikhani/Hamelink/Weiss 2018). Gleichzeitig macht feministische Forschung darauf aufmerksam, wie unser wissenschaftliches und alltägliches Verständnis von Krieg, Konflikt, Gewalt und Frieden durch implizite androzentrische, eurozentrische und rassifizierte Vorstellungen geprägt ist (Khalid 2015: 632). Geschlecht als Analysekategorie wird in feministischen Forschungen aus verschiedenen theoretischen Perspektiven verwendet: Sozialkonstruktivistische Herangehensweisen ermöglichen eine Erkenntnisperspektive, die die gesellschaftliche Herstellung von Geschlecht – also die *Vergeschlechtlichung* (gendering) – sowie die Konstruktion von Männlichkeiten und Weiblichkeiten in Konflikten oder in Friedensprozessen oder durch Sicherheitspolitiken in den Mittelpunkt stellt (u.a. Sylvester 1994; Locher 2000). Materialistisch-strukturtheoretische Ansätze fokussieren Geschlecht als ein soziales Gliederungsprinzip und als gesellschaftliches Verhältnis. Sie fragen nach den unterschiedlichen Auswirkungen dieser ungleichen sozialen Verortungen von Frauen* und Männer* in Kriegen oder Postkonflikt-Gesellschaften (u.a. Enloe 2004; Cockburn 2004; Eichler 2011; Whitworth 2004). Zwar wird nicht immer gleichermaßen explizit verdeutlicht, auf welches theoretische Konzept von Geschlecht die jeweiligen Beiträge aufbauen, dennoch verweist dieser Umstand vor allem auf das breite Spektrum der theoretischen und methodischen Zugriffe feministischer Sicherheitsstudien.

Die Debatten um die Bedeutung der Kategorie Geschlecht waren von Anfang an eingebunden in transnationale feministische Kontroversen und Auseinandersetzungen um globale Machtverhältnisse. So haben Women of Color und Schwarze Feminist*innen sowie indigene, transnational- und queer-feministische Kritiken verschiedene Einsprüche gegen eine Analyse erhoben, die Geschlecht als alleinige Kategorie für die Analyse von (globalen und lokalen) Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen fokussiert. Bereits Ende der 1970er Jahre forderten Schwarze Feminist*innen die verschiedenen Formen von Unterdrückung entlang der Kategorien von Rassifizierung, Klasse, Geschlecht und Sexualität als komplexe und sich überlappende Unterdrückungserfahrungen zu verstehen und zu analysieren (Davis 1981, The Combahee River Collective 1982: 13; Mama 1995: 3-4). Diese verschiedenen machtanalytischen Zugangsweisen haben unter dem von Kimberlé Crenshaw (1989) geprägten Begriff *Intersektionalität* Eingang in die feministischen Debatten

und in feministische Sicherheitsforschungen gefunden. Erst durch ein Verständnis von Geschlechter- und Klassenverhältnissen als verwoben und verstrickt mit rassialisierten Verhältnissen wird es möglich, Exklusions- und Marginalisierungsmechanismen einer heteronormativen Regulierung auf globaler und lokaler Ebene zu entschlüsseln (u.a. Marchand/Runyan 2000, Lind 2000, Rivas 2018, Weber 2016). Dabei sind jene intersektionalen Ansätze, die die hierarchischen Verflechtungen von Weltpolitik und Weltwirtschaft zu Ausgangspunkten des Nachdenkens über Ungleichheit und Differenzen gemacht haben, vor allem aus Kontexten von Bewegungen, Netzwerken und Aktivist*innen des Globalen Südens hervorgegangen und haben feministische Wissensbildung somit weltweit vorangetrieben (Ruppert 2017). Postkoloniale Theoretiker*innen haben darauf aufmerksam gemacht, dass intersektionale Ansätze, die soziale Ungleichheit als Ergebnis verflochtener und verwobener Machtverhältnisse begreifen können, gleichzeitig die anhaltende Wirkmächtigkeit des Kolonialismus in den Blick nehmen müssen (Castro Varela/Dhawan 2010). Aufgezeigt werden kann dadurch, wie Kolonialität und Imperialismus in gegenwärtige Prozesse, Strukturen sowie Praktiken und Diskursen internationaler (Sicherheits-)Politik eingeschrieben ist (Riley/Mohanty/Pratt 2008; Ling 2002). Der Begriff *Kolonialität* bezeichnet deshalb nicht nur eine bestimmte historische Phase, sondern bildet eine Grundlage für ein Verständnis gegenwärtiger globaler und asymmetrischer Macht- Herrschafts-, Gewalt- und Wissensverhältnisse (Chowdhry/Nair 2004; Agathangelou/Ling 2009; Razack 2004; Spivak 1999; Garbe 2013).

Die neokolonialen, siedlerkolonialen bzw. postkolonialen Dimensionen globaler Politik haben sich seit 2001 durch die sicherheitspolitischen Verschiebungen im Kontext des *war on terror* zunehmend kulturalistisch zugespitzt und waren Anstoß für kontroverse Debatten innerhalb feministischer Forschungen (Abu Lughod 2002; Puar 2007; Hunt 2006; Hirschkind/Mahmood 2002). Die Verhandlung von Geschlechterverhältnissen, FrauenMenschenrechten und Gewalt gegen Frauen ist bereits ab Mitte der 1990er Jahre gerade durch transnationale Frauenbewegungspolitik zunehmend ins Zentrum öffentlicher internationaler und akademischer Debatten gerückt (Ruppert 2001). Doch mit dem US-amerikanischen Angriff auf Afghanistan 2001 sowie auf den Irak 2003 wurden spezifische kolonialistische „Rettungsnarrative“ zur Legitimation dieser politisch motivierten militärischen Interventionen eingesetzt, in denen muslimische Frauen* vor den eigenen Männern und deren patriarchal-islamischer Kultur von Weißen europäischen Männern (und auch Frauen*) gerettet werden müssten (Al-Ali/Pratt 2009; Khan 2008). Aufgedeckt wurden durch anti-militaristische, feministische Kritiken jene sicherheitspolitischen Argumentationsstränge, die essentialisierende, polarisierte und rassifizierte Geschlechterbilder nutzen, um den Diskurs um staatliche Sicherheit und Krieg zu legitimieren. Die Rede von „schwachen Staaten“ oder *failed states* basiert in diesen Zusammenhängen auf vergeschlechtlichten und kolonial

geprägten Vorstellungen von Staat und Staatlichkeit, die sicherheitspolitische Interventionen im Globalen Süden rechtfertigen (Meger in diesem Sammelband). Die dabei verwendeten „Schutz“- und „Rettungs“-Narrative wurden in feministischen Analysen dafür kritisiert, dass sie diejenigen Subjekte, die diesem vermeintlichen Schutz bedurften, diskursiv erst hergestellt haben (Wisotzki 2011). Kevin Ayotte und Mary E. Husain (2005) haben argumentiert, dass es Aufgabe feministischer Forschung sei, angesichts dieser Entwicklungen die physischen und strukturellen Formen von Gewalt im Kontext von Krieg, Konflikt und Sicherheit zu thematisieren. Darüber hinaus sei es gerade in Anbetracht der Vereinnahmung der Stimmen von Frauen* aus dem Globalen Süden und deren Homogenisierung für den Einsatz militaristischer Sicherheitspolitik unter dem Banner der „Befreiung“ zudem dringlich, die Dimension epistemischer Gewalt mit in diese Analysen einzubeziehen. Feministische Kritik an internationaler Sicherheitspolitik hat in diesem Sinne den konstitutiven Zusammenhang zwischen eurozentrischen Wissensbeständen und den Rechtfertigungen und Legitimierungen anderer Gewaltformen aufgedeckt und die Bedeutung des Konzepts der epistemischen Gewalt für eine kritische Sicherheitsforschung herausgestellt.

2 Sicherheit neu denken – Epistemische Einsprüche und theoretische Neuverortungen

Die doppelte Aufgabe einer feministischen Kritik besteht also zum einen darin, die Komplexität von intersektionalen und postkolonialen Machtverhältnissen in der internationalen Politik zu entschlüsseln. Zum anderen gilt es, gleichzeitig immer auch epistemische Fragen zu ergründen, die verdeutlichen, wie die internationalen Beziehungen und Sicherheitsstudien ihren Forschungsgegenstand und die darin verwendeten Begrifflichkeiten und Kategorien konzipieren (Brunner 2010; Davis 2008; Howell 2018). Wie bereits eingangs erwähnt, zielt feministische Kritik zunächst auf die Reformulierung zentraler Kategorien und Begriffe der Internationalen Beziehungen. Dabei ging es – und geht es immer noch – um die Dekonstruktion von Wahrheitsansprüchen androzentrischer und eurozentrischer Begrifflichkeiten einerseits und um die Rekonstruktion einer Wissensproduktion andererseits, die intersektionale Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufdeckt – und damit zu einer „Neuvermessung des Feldes“ führt (Walker zit. n. Ruppert 1998). Grundlegend sind hier sicherlich die von Cynthia Enloe geprägten Forschungen (1990, 2000, 2004), die auf der feministischen Kritik des liberalen Trennungsdispositivs der Sphären Privatheit und Öffentlichkeit aufbauen und deren hierarchisierenden, geschlechterpolarisierenden Auswirkungen in den Blick nehmen. Mit diesen Forschungen konnte gezeigt werden, inwiefern das (als privat gedachte) Persönliche und das (als

öffentlich gedachte) Politische aufeinander bezogene gesellschaftliche Sphären zu verstehen sind und in ihrer Verschränkung für (Welt-)Politik konstitutiv sind. Die vorherrschende Staatszentrierung der Forschung und die damit einhergehende methodische Engführung auf die Analyse von *high politics* wird darauf aufbauend in Frage gestellt, um stattdessen die Bedeutung von *low politics* für die Formierung von internationaler (Militär- und Interventions-)Politik zu verdeutlichen. Das Lokale, das „Häusliche“, das „Triviale“ oder das Private wird somit als Arena internationaler Politik in den Blick genommen, um die Funktionsweisen von Macht aufzudecken (Enloe 2014: 3-8).

Die Einbeziehung des Alltäglichen (Mehta 2015; Wibben 2016a) verbindet dabei die Kritik am vorherrschenden Politikbegriff mit der Kritik an der Ausrichtung von Forschungsperspektiven an Staaten als einheitlich handelnden Akteuren der Weltpolitik oder an militärischen Strategien von Staaten im Kriegsgeschehen oder in Friedensprozessen. Das Alltägliche von Kriegen, Friedensprozessen und Sicherheit in den Blick zu nehmen, bedeutet dann die unterschiedlichen Erfahrungen der Subjekte von Leid und Gewalt, aber auch Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten dieser sowie gesellschaftlicher Kräfte (wie Frauenbewegungen) in die Analyse miteinzubeziehen (Daniel 2011, 2016; Scheiterbauer 2016). Gleichsam ermöglicht die Perspektive des Alltäglichen vergeschlechtlichende, rassifizierende, klassenspezifische, heteronormative Wirkweisen von staatlichen, militaristischen Politiken zu untersuchen (Riley/Mohanty/Pratt 2008). Erst durch diese Verbindung aus Kritik, Perspektivwechsel und der Hinterfragung vorherrschender analytischer Konzepte und Theorien wird die epistemologische Reichweite feministischer Kritik erkennbar. Sie erweitert nicht nur den wissenschaftlichen und politischen Analysehorizont, sondern fordert gleichsam dessen epistemische Grundlagen heraus.

Die feministischen Reformulierungen und Neukonzeptualisierungen zentraler Begriffe der Internationalen Beziehungen und der Sicherheitsstudien schließen dabei auch folglich den Begriff der „Sicherheit“ mit ein. Im Mittelpunkt der Debatte steht die Frage danach, was Sicherheit aus feministischer Perspektive bedeuten kann und wie derzeitige Konzepte von Sicherheit neu gedacht werden müssen. Mit der Erweiterung des eng konzipierten Begriffs, der lediglich staatliche Sicherheit und deren Bedrohung meint, auf das Konzept der menschlichen Sicherheit konnten Fragen des Sozialen ins Zentrum der Sicherheitsanalysen gerückt werden. Ein derart breiter Sicherheitsbegriff umfasst deshalb nicht nur die Abwesenheit von kriegerischer Gewalt, sondern fragt in normativer Perspektive zudem nach der Überwindung von Ungerechtigkeit und sozialer Ungleichheiten (Stachowitsch/Binder 2017: 10). Feministische Sicherheitsforschung analysiert somit die Auswirkungen von Sicherheitspolitik und Krieg auf gesellschaftliche Verhältnisse. Die Ebene des Alltags und der sozialen Reproduktion ebenso wie die hier entstehenden Ungleichheits- und Konfliktverhältnisse rücken dabei ins Zentrum der Ana-

lyse. Privatheit wird dadurch nicht nur ein Teil des Untersuchungsgegenstands, sondern als integraler Bestandteil von Sicherheitsforschung erfasst. Zum anderen werden globale Ungleichheitsverhältnisse (z.B. in Form der internationalen Arbeitsteilung) und die Zerstörung ökologischer Grundlagen ebenso zu einer Bedrohung für menschliche Sicherheit wie ökonomische Ausbeutungsverhältnisse (Chowdhry/Nair 2004).

3 Feminist Security Studies and beyond?

Während in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Debatten die Grenzen zwischen englischsprachiger und deutschsprachiger Forschung typischerweise fließend sind, werden die Feminist Security Studies im deutschsprachigen Raum nur vereinzelt rezipiert (vgl. u.a. in diesem Band der Beitrag „Geschlechter- und Sicherheitsstudien heute“). Feminist Security Studies (FSS) können dabei als dynamisches Feld betrachtet werden, in denen in den letzten 10 Jahren kritische Perspektiven auf Sicherheit mit den Ansätzen und Begriffen der feministischen Internationalen Beziehungen, aber auch der Anthropologie, Geschichts- und Literaturwissenschaft, Psychologie oder Soziologie verbunden bzw. neu konzipiert werden (Wibben 2016a: 200). Dabei ist in diesem Feld eine außerordentliche Menge an empirisch fundierten Forschungen hervorgebracht worden (Stern/Wibben 2015).

Die Analyse komplexer und kontextspezifischer Machtverhältnisse in Prozessen der Versicherheitlichung (*securitisation*) wird in diesem Feld ebenso in den Blick genommen, wie Analysen der Vulnerabilität in Konflikt- und Post-Konflikt-Kontexten. Im Vergleich zur feministischen Friedens- und Konfliktforschung wird Sicherheit hier breiter konzeptualisiert. Im Mittelpunkt der englischsprachigen Forschung steht – wie eingangs bereits beschrieben – zunächst die kritische Auseinandersetzung mit der Disziplin der Internationalen Beziehungen sowie mit ihrer Sub-Disziplin der *Security Studies*, die beide sehr stark an den (nicht immer homogenen) außen- und sicherheitspolitischen Interessen des Globalen Nordens ausgerichtet sind. Von den Feminist Security Studies kann behauptet werden, dass sie sich nicht einfach als Subdisziplin der Security Studies verstehen, indem lediglich die Kategorie Frau oder Geschlecht der bestehenden Forschung hinzuaddiert wird (Wibben 2016b). Das Forschungsfeld zeichnet sich vielmehr durch eine Vielzahl erkenntnistheoretischer Ausgangspunkte, theoretischer Zugriffe sowie von Forschungsmethoden und -politiken aus (Tickner 2006), sodass es – wie oben bereits dargestellt – als transdisziplinär beschrieben werden kann. Ursprünglich aus einer explizit feministisch-emanzipatorischen Perspektive entstanden (siehe im Beitrag „Geschlechter- und Sicherheitsstudien heute“ in diesem Band), und oft mit Bezug auf poststrukturalistisch-feministische Theorien weiterentwickelt, florieren die

FSS heute auch unter quantitativ arbeitenden und dabei auch positivistisch orientierten Forscher*innen, die sich mit Geschlecht als zentraler Analysekategorie beschäftigen.

Eine zentrale Debatte in jüngster Zeit sind Bemühungen, mehr Austausch zwischen den Feminist Security Studies und dem Feld der Feminist Global Political Economy anzuregen (vgl. Meger in diesem Band). Feminist Security Studies waren lange Zeit fast ausschließlich von poststrukturalistischen Ansätzen geprägt, die vor allem die Produktion von Bedeutung durch Sicherheitspolitiken fokussierte (Wibben 2016a). Demgegenüber gilt es nun die materiellen Bedingungen und Verhältnisse wieder ins Blickfeld feministischer Sicherheitsforschungen zu rücken. Die Themen reichen von sexualisierter Gewalt in sicherheitspolitischen Kontexten (True 2012), dem transnationalen Folterregime der USA im sogenannten *war on terror* (Richter-Montpetit 2007, 2016), über die Frage, welche Bedeutung der Zunahme von privaten Militär- und Sicherheitsunternehmen beigemessen werden kann (Eichler 2015; Stachowitsch 2015) bis hin zur Debatte, die den anhaltenden diskursiven und materiellen Einfluss von rassistischer Plantagen-Sklaverei auf die (post-)koloniale Formierung globaler Verhältnisse diskutiert (Richter-Montpetit 2014).

4 Transatlantische Sicherheitspolitiken im Kontext von Versicherheitlichung

Die Anschlussfähigkeit und unterschiedlichen Bezüge der deutsch- und englischsprachigen feministischen Forschung erweisen sich wie auch im Bereich der Internationalen Beziehungen (Brabandt 2017) als produktiv für die Sicherheitsstudien. Die spätere Rezeption von Sicherheitsforschung in der deutschsprachigen Geschlechterforschung lässt sich u.E. durch das spezifische Verhältnis Deutschlands zu Fragen der Militarisierung und der Aufrüstung erklären. Frauen waren bis zu Beginn der 2000er Jahre aus der Bundeswehr und grundsätzlich von Kampfhandlungen ausgeschlossen (Botsch 2016). Zudem führte die traditionelle Bewegungsnähe feministischer Forschung in den Sozialwissenschaften eher zu einem Fokus auf den Wandel demokratischer Strukturen oder auf Frauenbewegungspolitik. Die in der deutschen Wissenschaft vorherrschende Betonung auf Grundlagenforschungen hat einen anderen Kontext der Wissensproduktion hervorgebracht als die an der Policy-Forschung ausgerichtete US-amerikanische Forschung. Angesichts der zahlreichen Beiträge der deutschsprachigen Geschlechterforschung zu den Sicherheitsstudien (u.a. Ahrens/Apelt/Bender 2005; Frevert 1997; Peeck-Ho 2017; Stachowitsch 2010; Stachowitsch/Waibel 2016) und der geradezu offensichtlichen Vergelechtlichung von Sicherheitsdiskursen spätestens seit dem Angriff der USA